# Rezension

Autor(en): **Solèr, Clau / Florin, Mario / Färber, Silvio**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): **- (1999)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.04.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

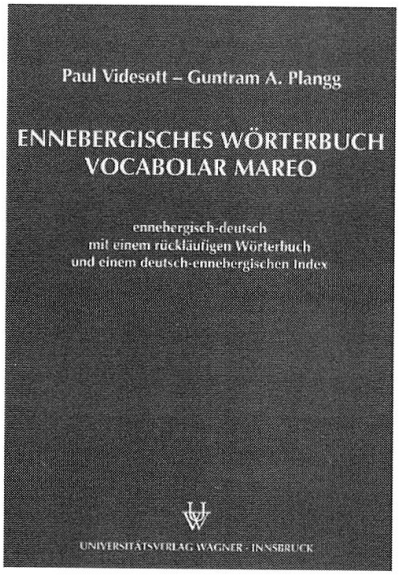
**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

**Rezension**




Videsott, Paul und Guntram A. Plangg:

## Ennebergisches Wörterbuch Vocabolar mareo

ennebergisch-deutsch, mit einem rückläufigen Wörterbuch und einem deutsch-ennebergischen Index; mareo-todësch, con en vocabolar invers y en indesc todësch-mareo. Schlern-Schriften 306.
Innsbruck: Universitätsverlag Wagner. 386 Seiten, gebunden.
ISBN: 3-7030-0321-9, 1998, öS 350.-/ DM 50.-/Lire 50.000.-

### Ein Wörterbuch, das mehr ist als es verspricht

Sollte Ihnen der Sprachname *Mareo* fremd sein, so fehlt es nicht unbedingt an geografische und kulturelle Bildung, denn auch Fachleuten ist der Begriff nicht ohne weiteres klar, ausser es handelt sich um ihr engeres Fachgebiet.

In Graubünden ist die Lage bezüglich des Rätoromanischen mit fünf Idiomen nicht besonders übersichtlich, aber beinahe trivial, wenn wir die Verhältnisse in den rätoromanischen Gebieten Norditaliens bzw. des Südtirols anschauen. Das hier vorzustellende Buch ist hierfür sehr aufschlussreich. Die ausführliche Einleitung in die Sprach- und Dialekträume weist *Mareo* oder Ennebergisch, wie es Deutsch heisst, als eine Regionalmundart der *Val Badia*, deutsch Gadertal aus. Es handelt sich einfacher ausgedrückt, um den romanischen Dialekt der politischen Gemeinde *Mareo*/Enneberg mit den Ortschaften *Al Plan*/St.Vigil und der Fraktion *Mantàna*/Montan sowie *La Pli*/Pfarre und den Fraktionen *Curt*/Hof, *Pliscia*/Plaiken und *Logega*/Zwischenwasser. Das Sprachgebiet liegt südlich von Bruneck oder eben einheimisch *Bornech*. Gesprochen wird diese Mundart von gut 2500 Personen, die aber alle auch Deutsch und Italienisch sprechen.

Das sorgfältig gestaltete und klar gegliederte Werk enthält in der Einleitung, die mit 70 Seiten knapp einen Fünftel des Buches belegt, eine linguistische Charakterisierung der behandelten Mundart und deren Abgrenzung gegenüber dem mittleren Gadertal. Ausführlich gehen die Autoren auf die mehrjährige, weit abgestützte Überarbeitung des Stoffes ein, die sowohl verschiedene Quellen einschliesst als auch den begründeten Ausschluss bestimmter Ausdrücke bedeutet. Das folgende Kapitel ist der Phonetik und der gewählten Schreibart gewidmet. Die

Autoren verwenden die seit 1987 für das Dolomitenladinische offizielle Schulorthografie und versehen sie mit diakritischen Zeichen aus der wissenschaftlichen Notation, so dass die linguistisch genaue Lesart der Vokalqualität und Quantität ermöglicht wird. Für Graubünden ist diese Angabe insofern interessant, weil im Ennebergischen die Vokalquantität (Länge und Kürze) in den betonten Silben relevant ist, während diese Eigenschaft bei uns wohl eine Mundart auszeichnen kann, aber nicht bedeutungstragend ist; dies auch im Unterschied zum Deutschen. Der letzte beschreibende Abschnitt ist der Verbalmorphologie, den Konjugationen, und der Nominalmorphologie gewidmet und richtet sich wohl in erster Linie an die Fachwelt. Dieses Ziel wird auch durch den angefügten wissenschaftlichen Apparat unterstützt und zeugt von einer hohen Professionalität des Werkes. Eine Erweiterung des Titels über «Wörterbuch» hinaus hätte dem Inhalt durchaus entsprochen.

**Zur Wortsammlung**

Der umfangreichste Teil des Buches ist titelgemäss dem Vokabular gewidmet. Dieser Teil ist auch für uns am besten zugänglich, sei es weil wir mit unseren bündnerromanischen Idiomen vergleichen wollen, sei es aus Neugierde bezüglich der darin eingebundenen Kultur, die ja in hohem Mass sich sprachlich ausdrückt.

Das eigentliche Wörterbuch besteht aus dem Hauptteil der ennebergisch-deutschen Einträge (knapp 200 Seiten), dann einem rückläufigen Teil und aus einem deutsch-ennebergischem Index. Besonders der Hauptteil und die gekoppelte Schreibweise lassen das Werk vordergründig als praktisches Wörterbuch erscheinen. Die rund 13 700 Wörter umfassen einem ansehnlichen Wortschatz einer Sprache und die zusätzliche Phraseologie erweitert den Nutzen beträchtlich in syntaktischer und semantischer Hinsicht. Trotzdem ist die praktische Nützlichkeit nicht das erstrebte Ziel der Autoren. In erster Linie will das Wörterbuch den Dialekt des Ennebergs als charakteristische Mundart mit teilweise heute untergegangenen Begriffen der traditionellen Kultur beschreiben. So will das Wörterbuch nicht unbedingt den heute verwendeten Wortschatz der Talbewohner wiedergeben, denn man hat auf «Internationalismen» verzichtet und Begriffe bei Gewährspersonen sozusagen aus der Vergangenheit wiedererweckt. Damit hat das Wörterbuch einen historischen Ast erhalten.

Das rückläufige Wörterbuch dient in erster Linie der Sprachforschung zum Studium der Wortauslaute, z. B. für die Wortbildung und Ableitungen und ist im Zeitalter der elektronischen Datenverarbeitung sozusagen ein Begleitprodukt, das beim dichtenden Volk Wohlklang erzeugen kann.

Knapp 100 Seiten umfasst der deutsch-ennebergische Index, der sich auf die deutschen Stichworte mit der ennebergischen Übersetzung

beschränkt. Diese Praxis entspricht dem gesteckten Ziel der Autoren, eine Mundart lexikalisch darzustellen und erst zweitrangig ein Übersetzungswörterbuch für den praktischen Gebrauch liefern zu wollen.

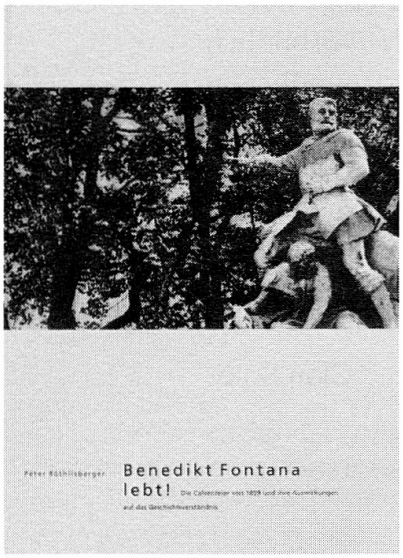
Dieses Ziel ist m. E. erreicht und das Werk verbindet vorbildlich die neuen Ergebnisse der Mundartforschung mit der leserfreundlichen Darstellung der sprachlichen Regionalkultur.

Im Charakter und in der Anlage gleicht das Ennebergische Wörterbuch dem 1981 von Th. Ebneter erarbeiteten «Wörterbuch des Romanischen von Obervaz, Lenzerheide, Valbella»*, wobei dessen Umfang und Ziel etwas weiter gesteckt sind, soll es doch auch in Obervaz als Übersetzungswörterbuch dienen.

Clau Solèr

* Ebneter, Th. (1981) «Wörterbuch des Romanischen von Obervaz, Lenzerheide, Valbella. Vocabulari dil rumantsch da Vaz». Romanisch-Deutsch, Deutsch-Romanisch. Tübingen: Niemeyer, XL, 668 S.

## Rezension




Peter Röthlisberger

### Benedikt Fontana lebt!

Die Calvenfeier von 1899 und ihre Auswirkungen auf das Geschichtsverständnis. Herausgegeben vom Verein für Bündner Kulturforschung, Verlag Bündner Monatsblatt, Chur 1999, 92 Seiten mit über 50 Bildern, Fr. 28.–

«Benedikt Fontana lebt!» – ein passender Titel für eine Studie über die Calvenfeier mit ihrer befremdenden Heldenverehrung, ein Titel auch, der den grossen Unterschied im Empfinden zwischen unserer und jener hochpathetischen Zeit spüren lässt. In seiner zum Jubiläum der Calvenfeier überarbeiteten Lizentiatsarbeit beschreibt der Autor, der Historiker Peter Röthlisberger (geb. 1967), Zustandekommen, Ablauf und Wirkungen dieser Feier.

Entgegen der Erwartung der damaligen Literaturkritik ist das Theaterstück von Martin Bühler und Georg Luck nicht in die Literaturgeschichte eingegangen. Heute wirkt «Frais–chamaing» in seinem Pathos reichlich hohl oder gar unfreiwillig komisch, zu offensichtlich reden die Personen des Schauspiels eine Sprache, die poetische Erhabenheit ausstrahlen soll. (Fontana etwa spricht so: «Der Krieg ist da, wohlan so sei es drum! / Ein Kriegsmann fragt nicht mehr nach dem Warum. / Wir sind entschlossen. Unser Spruch ist der: / Es rüste männiglich zu Kampf und Wehr.» S. 35). Da kostet es einige Mühe, nicht über den Text hinwegzulesen. Röthlisberger hat durchgehalten; auf das Pathos des Festspiels reagiert er mit Ironie. Dass diese oder jener seine Sprache etwas salopp finden möge, muss er dabei in Kauf nehmen. Ich habe den Text mit Vergnügen gelesen, auch wenn mir scheint, die Ironie wirke manchmal etwas angestrengt. Gefallen hat mir etwa das Bild ganz am Anfang der Arbeit: «Regen tropft in Barblans himmelwärts gerichtete Manschette und rinnt an seinem Arm hinunter» ( S. 5). Gefallen haben mir auch träfe Formulierungen wie etwa die folgenden: «Die Trennlinie zwischen Gut und Böse verlief nicht entlang der heutigen Staatsgrenzen» (S. 43) oder: «Die Qualität einer Veranstaltung definiert sich auch durch den Bekanntheitsgrad der Anwesenden» (S. 55).

Im Hauptteil seiner Arbeit klopft Röthlisberger den Text des Festspiels ab und arbeitet die vielen Klischees heraus, mit denen Bühler und Luck operierten. Er zeigt, wie die beiden Autoren ein Bild der Geschichte Graubündens dramatisierten, die in ihren Grundzügen demselben Muster gefolgt sei wie die Geschichte der Schweiz und die im Anschluss der drei Bünde an die Eidgenossenschaft zu ihrem Ziel gefunden habe. Wie die alten Eidgenossen vertrieben auch die Bündner die Vögte von ihren Burgen (hier sind die Helden Gion Caldar und Adam von Camogask), wie diese schlossen sie einen Bund gegen einen äusseren Feind (Vazerol, bzw. Rütli), und wie für diese hiess der Erzfeind Österreich. Wie Winkelried munterte Fontana noch im Todeskampf seine Mannen mit einem markigen Spruch zum Weiterkämpfen auf. Bei fast allen diesen Klischees fehlt, so Röthlisberger, der Bezug zur historischen Realität. Schon vierzig Jahre vor der Calvenfeier war der Bundesschwur von Vazerol von der Forschung als Legende entlarvt worden, und die Beziehungen zwischen den drei Bünden und Österreich waren wesentlich komplizierter, als dass man Österreich einfach als Erzfeind bezeichnen könnte. Auch der Anschluss der drei Bünde an die Eidgenossenschaft war alles andere als das freiwillige Zusammenkommen zweier gleichberechtigter staatlicher Gebilde, wie das die allegorische Vereinigung Rätiens und Helvetiens im Schlussakt suggeriert. Dass die Promotoren des Festspiels um diese Problematik des Festaktes wussten, zeigt Röthlisberger an einem interessanten Satz aus dem Jurybericht, in dem Bühler und Luck aufgefordert werden, auf eine historische Erklärung (für den Anschluss) zu verzichten, «denn wenn man die politische Lage so zur Darstellung bringt, dass man sie versteht, würde der unlösliche Widerspruch nur greifbar, der darin besteht, dass die Oberländer das bekämpfen, was am Feste gefeiert werden soll» (S. 9). Doch erst in dieser Vereinigung fanden die vier vorausgehenden Aufzüge des Schauspiels ihren Sinn, und das «Doppeljubiläum» 1499/1799, das eine «Doppelfeier» ermöglichte, war einfach zu verlockend. Bühler und Luck lösten das Problem, indem sie die politische Diskussion um den Anschluss einem «unverfänglichen Dialog zwischen Wildheuer und Jäger» (S. 10) zuwiesen.

Die Wirkungen dieser hochideologischen Botschaft beurteilt Röthlisberger im wesentlichen negativ: «Der konstruierte Verlauf der Geschichte Graubündens wurde dem Publikum als Identifikationsangebot unterbreitet und legitimierte die bestehenden Verhältnisse am Ende des 19. Jahrhunderts.» «Das Calvenfestspiel ignorierte Konflikte, Dissonanzen, dissidente Tendenzen, verneinte Minderheiten und liess Zweifler nicht zu Wort kommen.» (S. 65) Gewiss, aber wo waren denn diese dissidenten Tendenzen und die Zweifler? Ein Leonhard Ragaz etwa, der sich später zum geradezu exemplarischen Dissidenten entwikkelte, predigte während der Feier in demselben ungebrochen patrioti-

schen Geist, der auch die übrigen Reden kennzeichnet. Und die Grütlianer, von denen wohl am ehesten kritische Distanz zu erwarten gewesen wäre, fielen durch besonderen Fleiss bei den Proben auf (S. 59). Dass die Calvenfeier Konflikte ignorierte, lag in ihrer Natur; das Festspiel sollte Begeisterung wecken und nicht zum Nachdenken anregen. Das bedeutet aber nicht, dass sich die Promotoren der Feier der sozialen Probleme nicht bewusst waren. Friedrich Manatschal etwa, der Präsident des Pressekomitees, hat zu sozialpolitischen Themen referiert und publiziert.

In einer Situation, so Röthlisberger weiter, da sich viele Bündnerinnen und Bündner vom Prozess der Modernisierung überfordert gesehen hätten («Modernisierungsängste»), habe man in der Vergangenheit nach Orientierungshilfen, nach Sinngebung gesucht (S. 67). Diese Fixierung auf die Vergangenheit habe zwar ein nationales Bewusstsein gestiftet, auf der andern Seite aber «möglicherweise» die Entwicklung Graubündens hin zu einer innovativen Gesellschaft gebremst. «Die Botschaft der Feier wurzelte in der idealisierten und heroisierten Bündner Befreiungsgeschichte und wirkte konservierend und innovationsfeindlich. Dadurch schwanden Bereitschaft und Fähigkeit, mental mit den wirtschaftlichen und institutionellen Modernisierungsschüben des beginnenden 20. Jahrhunderts Schritt halten zu wollen.» (S. 83).

Graubünden habe also, etwas pointierter ausgedrückt, sich in einem Mass an ein falsches Bild der Vergangenheit geklammert, dass es den Anschluss an die Gegenwart verpasste. Ich kann das nicht so sehen. Dem widerspricht, dass Graubünden dem Verlust des wirtschaftlich bedeutenden Transitverkehrs mit der Entwicklung des Tourismus begegnete. Dem widerspricht ebenso, dass es auch sozialpolitische Herausforderungen aufnahm, in gemächlichem Tempo, aber doch (Gründung des Heims für «schwachsinnige Kinder» in Masans, Wirtschaftsgesetz von 1900). Mir scheint vielmehr, die Calvenfeier sei Ausdruck und zugleich Stärkung bündnerischen Selbstbewusstseins gewesen. Mit ihr zeigte Graubünden sich und der Schweiz, dass es genau so gut wie die grossen Kantone des «Unterlandes» zur Realisierung eines «Megaprojektes» fähig war. Von Modernisierungsängsten vermag ich – mindestens bei den Promotoren des Festspiels – nichts zu sehen. Die tonangebenden Churer Kreise brauchten keine Hilfe aus der Vergangenheit, zu sehr war ihre Welt in Ordnung. In durchaus gesundem Selbstbewusstsein lud Regierungsrat Vital gleich den ganzen Bundesrat nach Chur ein. Der Wille, etwas Einmaliges zu realisieren, muss damals weite Bevölkerungskreise ergriffen haben. Genau diesen Willen haben Öffentlichkeit und Behörden im Falle der Expo.01 an ein paar wenige Köpfe delegiert, die auf diese Weise gezwungen werden, stellvertretend für das ganze Land fortwährend Selbstbewusstsein zu markieren.

Mario Florin

**Chur 1899 – Eine Stadt im Festfieber.**

Einführung anlässlich der Ausstellungs-Vernissage im Stadtarchiv Chur vom 28. Mai 1999

1848 ist die moderne Schweiz gegründet worden, nach jahrzehntelangen, heftigen Kämpfen zwischen Liberalen und Konservativen - Kämpfen, die mit Worten und Wahlzetteln, aber auch mit Waffen ausgefochten wurden. Am Beginn unseres Bundesstaates steht ein Bürgerkrieg – kein sehr langer und sehr blutiger, aber immerhin doch ein Krieg, der über 100 Tote und ein Vielfaches an Verletzten forderte. Dass mit dem Sieg der Tagsatzungstruppen unter General Dufour nicht alles erledigt war und die konservative Seite sich nun willig dem neuen Staat zu fügen gedachte, zeigen allein schon die kantonalen Ergebnisse der Abstimmung über die 48er Verfassung. Etliche Kantone sagten ganz klar nein – interessanterweise zu wesentlichen Teilen dieselben, die 1920 auch den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund, 1992 den Beitritt zum EWR sowie 1999 die Totalrevision der Bundesverfassung ablehnten.

1848 war ein moderner liberaler Staat geschaffen worden; aber das Fundament, auf dem er ruhte, war durchaus noch nicht so stabil wie heute. Der dynamischen, zunehmend industrialisierteren Schweiz des Mittellandbogens stand die traditionelle, statischere Schweiz der Voralpen und Alpen gegenüber; die konfessionellen Gräben bestanden weiterhin; ein Teil des gehobenen Bürgertums richtete sich zumindest kulturell stark nach ausländischen Vorbildern aus; die langsam an Bedeutung zunehmende politische Bewegung der Arbeiterschaft sagte den nationalen Grenzen den Kampf an; und letztlich: Konnte die Schweiz überhaupt eine Nation sein? Rund herum (mit Ausnahme Österreichs) bestanden oder entstanden grosse nationale Einheitsstaaten. Frankreich war dort, wo man französisch sprach, das neue Italien dort, wo italienisch gesprochen wurde, das wilhelminische Kaiserreich dort, wo man mit deutscher Zunge redete. Konnte die gegenläufige Bewegung, die Schaffung eines multikulturellen Staates, Bestand haben?

Dem Schweizervolk musste über die traditionellen kulturellen, konfessionellen, sozioökonomischen und politischen Grenzen hinweg das Gefühl vermittelt werden, einer gemeinsamen Nation angehörig zu sein – Schweizer zu sein, Bürger eines neuen, modernen Landes.

Im Vorwort des Ausstellungskataloges «Die Erfindung der Schweiz 1848–1998», einer Ausstellung, die im letzten Jahr im Zürcher Landesmuesum zu sehen war, schrieb die diesjährige Bundespräsidentin Ruth Dreifuss: «Der Wille, eine ganz bestimmte Nation zu sein, fordert Bilder, mit denen sich die Bürgerinnen und Bürger ihres Landes identifizieren. Grundsätzlich werden solche Bilder erfunden, weil sie gute Instrumente sind, den politischen Willen einprägsam darzustellen.»

Mit solchen Bildern arbeiteten die liberalen Kreise der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorab, um die zentrifugalen Kräfte abzuwehren und eine national-schweizerische Identität in den Köpfen und vor allem auch Herzen der Schweizer Bevölkerung wachsen zu lassen.

Für die gesuchten nationalen Metaphern bot sich in der Schweiz mangels einer einheitlichen Sprache, Politik oder Konfession vor allem der Blick auf die gemeinsame Vergangenheit an. Akribisch wurde die Geschichte auf Personen und Ereignisse hin durchforstet, die eine nationale Vorbildfunktion zu übernehmen geeignet schienen. So ist es denn nicht verwunderlich, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur die akademische Historiographie blühte, sondern Geschichte auch in vielfältigster Weise popularisiert wurde: In Schützen-, Turn- und Gesangsvereinen, in der Dichtung, der Malerei und Plastik, in der Architektur und nicht zuletzt in den multimedialen, gleichsam alles in einem umfassenden Darstellungen, den Festspielen.

Angesichts der riesigen Anzahl von Büchern historischen Inhalts, die vorab in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in der Schweiz publiziert wurden, will ich mich bezüglich der Geschichtsschreibung auf Graubünden beschränken. In rascher Folge erschienen damals Bündnergeschichten oder wurden zumindest geplant. In den 70er Jahren verfasste Conradin von Moor seine «Geschichte von Currätien und der Republik gemeiner drei Bünde». 1892 folgte die «Geschichte von Graubünden in ihren Hauptzügen» von Peter Conradin Planta. Und nur 10 Jahre später beauftragte der Grosse Rat Jakob Caspar Muoth mit der Schaffung einer neuen Bündnergeschichte. Der Verfasser starb allerdings 1906, ohne über die Phase der Materialsammlung hinaus gekommen zu sein. Von den vielen damals erschienenen Monographien sei nur eine in Erinnerung gerufen: Die 1894 publizierte grosse Jenatsch-Biographie von Ernst Haffter.

In der Dichtung widmete sich vorab Conrad Ferdinand Meyer zwischen 1871 und 1891 in seinen epischen Hauptwerken historischen Stoffen; und selbst der als politischer Mahner sein Hauptinteresse auf die damalige Gegenwart richtende Gottfried Keller schuf in seinen «Zürcher Novellen» eindrückliche Geschichtsbilder und textete auch patriotische Lieder wie «O mein Heimatland» oder «Heisst ein Haus zum Schweizerdegen». Nebst den beiden ganz Grossen wären viele andere zu nennen, so z. B. Rudolf von Tavel mit seinen damals viel gelesenen Mundartromanen, aber wiederum auch Peter Conradin Planta, der mehrere Jenatsch-Dramen verfasste. Erheblichen Erfolg hatte auch der Bündner Plazidus Plattner, dessen drei Schauspiele damals gegen 150 mal auf Volksbühnen aufgeführt wurden.

Gefördert und hoch gelobt wurde auch die Historienmalerei, die innerhalb der europäischen Malerei des 19. Jahrhunderts eine ganz besondere Bedeutung erlangte. Geistig führende Persönlichkeiten wie

Heinrich Pestalozzi sahen in ihrer Förderung eine hohe staatsbürgerliche Aufgabe. Der St. Galler Künstler Emil Rittmeyer, der in den 70er Jahren unter anderen auch von Benedikt Fontana einen Holzschnitt anfertigte, hörte seinen Münchner Lehrer Wilhelm Kaulbach gar sagen: «Geschichte müssen wir malen, Geschichte ist die Religion unserer Zeit, Geschichte allein ist zeitgemäss.»

Auch die Bildhauer widmeten sich, beauftragt von Kommunen, Stiftungen oder Vereinen, intensiv mit der Geschichte. Im Vordergrund stand für sie und ihre Auftraggeber die Darstellung von zu Helden stilisierten Einzelpersonen, die allesamt personifizierte eidgenössische Tugenden zu verkörpern hatten. Allein in der Zeit von 1885 bis 1903 wurden zehn namhafte Denkmäler errichtet: Dasjenige Zwinglis, Alfred Eschers und Pestalozzi in Zürich, die Tell-Denkmäler in Altdorf und Lugano, die Standbilder Pestalozzis, Iselins, Zschokkes und Bubenbergs in Yverdon, Basel, Aarau und Bern sowie letztlich das Fontana-Denkmal in Chur.

Ein Nationalmonument im Stile der «Walhalla», des «Panthéon» oder des «Altare della Patria» kam zwar in der Schweiz nicht über Projektstudien hinaus, doch gelang es immerhin, zwei grosse Bauwerke in zentralen Bereichen mit in Stein gemeisselter nationalhistorischer und patriotischer Gesinnung auszukleiden: Zum einen das zur Ruhmeshalle gestaltete Vestibül im Bundeshaus, zum andern die Waffenhalle im 1898 eröffneten Landesmuseum. Der Eindruck, den die letztere damals auf die Besucher machte, muss kolossal gewesen sein: 51 Meter lang, 18 Meter breit, 16 Meter hoch und bis unter die Decke voller Hellebarden, Spiesse, Rüstungen und Fahnen. Geschaffen worden war sie mit dem Ziel, künftigen Generationen von Schweizern einen Anlass zum Erleben partriotischen Hochgefühls zu geben. Ausgestellt war u.a. auch eine Armbrust, die im Zürcher Zeughausinventar von 1644 als Wilhelm Tells persönliche Waffe aufgeführt war.

Ferdinand Hodler hatte nach gewonnenem Wettbewerb den Auftrag erhalten, das monumentale Wandgemälde in diesem nationalen Sakralraum zu schaffen. Vier Maquetten musste er allerdings liefern, bis er endlich an die Ausführung des Bildes gehen konnte. Für einen seiner schärfsten Kritiker, den ersten Landesmuseumsdirektor Heinrich Angst, waren Hodlers Krieger zu wenig traditionell, zu wenig detailgetreu, zu wenig selbstbewusst in ihrer Haltung und zu ungeordnet auf ihrem Rückzug von Marignano. Einzelne Entwürfe bezeichnete er schlichtweg als «Schund». Geschichte sollte nicht einfach dargestellt, sondern verherrlicht werden.

Und nun zum multimedialen Spektakel des Festspiels und damit gleichsam zum Grossartigsten, was man zur Erweckung und Festigung des Nationalbewusstseins und der patriotischen Begeisterung bieten konnte. Vorab die Zentenarfeiern erforderten nach Meinung der Zeitgenossen Festspiele. Anlässlich der Sempacher Gedenkfeier im Jahre

1886 wurde das erste Festspiel aufgeführt. Die politische und kulturelle Elite wie auch das breite Volk waren von den Aufführungen derart beeindruckt, dass bald darauf in vielen Gegenden der Schweiz ein wahres Festspielfieber ausbrach. Zu erwähnen als Vorläufer der Churer Calven-Feier ist vorab das Festspiel, mit dem man 1891 in Bern das 700jährige Bestehen der Stadt Bern sowie die 600jährige Eidgenossenschaft feierte. Wie später in Chur mit der Rätia und der Helvetia verknüpfte man auch hier zwei Gedenkanlässe dramaturgisch mit den Allegorien der Berna und der Helvetia.

Um zumindest das zum eidgenössischen Idealbild notwendigerweise kontrastierende Feindbild am Rande auch noch anzusprechen, gestatte ich mir zum Schluss, einen Passus aus Beat Kappelers Aufsatz «Die Habsburger und die schweizerische Mühe mit der Supranationalität» zu zitieren: «Die Entstehungsgeschichte des modernen Bundesstaates wurde in die Perspektive einer Heilsgeschichte gesetzt, welche von bescheidenen Anfängen unter dem immer gleichen Fortschritts- und Staatswillen handelte, der gegen immer lauernde, fremde und völlig andersgeartete Feinde durchgesetzt werden musste. Eine zwanghafte Linearität rückwärts wurde erfunden, wie sie nie bestanden hatte. Habsburg kam darin die wichtige Rolle des Feindes, des Fremden und gänzlich anderen zu. Der Republikanismus und Liberalismus der siegreichen Gründer des Bundesstaates konnte nicht anders, um sich selbst hervorzuheben und zu legitimieren.»

Silvio Färber, Präsident der Historischen
Gesellschaft von Graubünden